

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital
© 2018 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Printed in Germany
ISBN 978-3-596-32130-8

Fischer

Weitere Informationen finden Sie auf
www.fischerverlage.de.

Als in Berlin die Uhren anders gingen: Friedrich will das Abenteuer – in Kreuzberg, weit weg von westdeutscher Spießigkeit. Er weiß, was er alles nicht will, aber er weiß noch nicht, was er mit seinem Leben anfangen möchte. Mr. Picker, der eigenwillige Engländer, hat eine unglaubliche Idee: er will Geschichte machen, die DDR zum Träumen bringen – und plant einen Drogenschmuggel der besonderen Art. Vielleicht hat er nicht unrecht mit seiner Idee, denn die Geschichte steht tatsächlich vor einem Wendepunkt.

Eindringlich schildert Philip Hensher das Lebensgefühl Berlins vor und nach dem Fall der Mauer.

»Mit Leichtfüßigkeit, aber auch mit der Präzision des fremden Blicks ist Hensher einer der bislang originellsten Romane über das Berlin im Ausnahmezustand gelungen.« *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

Philip Hensher, geboren 1965, studierte in Oxford und Cambridge. Er arbeitete sechs Jahre lang als Parlamentssekretär und veröffentlichte bisher die Romane ›Other Lulus‹ und ›Kitchen Venom‹, der mit dem »Somerset Maugham Prize« ausgezeichnet wurde. Darüber hinaus verfasst er Libretti und schreibt für Magazine und Tageszeitungen. Er lebt in London und Berlin.

Unsere Adresse im Internet: www.fischer-tb.de

Philip Hensher

Die Stadt hinter der Mauer

Roman

Aus dem Englischen von
Ruth Keen

Fischer Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag,
ein Unternehmen der S. Fischer Verlag GmbH,
Frankfurt am Main, September 2002

Lizenzausgabe mit Genehmigung des
Argon Verlags, Berlin

Die englische Originalausgabe erschien 1998
unter dem Titel ›Pleasured‹

im Verlag Chatto & Windus, London

© Philip Hensher 1998

Für die deutsche Ausgabe:

© 1999 Argon Verlag GmbH, Berlin

Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 3-596-15306-9

Für Christian Tagger

*Was bedeutet die Bewegung
Bringt der Ost mir frohe Kunde
Seiner Schwingen frische Regung
Kühlt des Herzens tiefe Wunde*

Johann Wolfgang von Goethe

EINS

KAPUTT

And the colored girls sing

Am Ende der Geschichte, nachdem die Stadt und die Welt sich ein bißchen verändert hatten, gab es mehr Menschen in Friedrichs Leben. Noch mehr Menschen, über die er nachdenken, sich sorgen und mit denen er streiten mußte, bei denen er umgänglich zu sein hatte, mit denen er sich langweilen und mit denen er schlafen würde, deren Namen und Geschichten er sich merken und anhören mußte. Es fing alles damit an, daß ein Gummi platzte. Ein kleines Ding, das lediglich die Funktion hatte, zwei verschiedene Luftschichten zu trennen: ein geplatzter Reifen. Er beendete die Fahrt eines Wagens; er ließ etwas Neues beginnen.

Sie waren noch dreißig Kilometer von Berlin entfernt, als sie die Reifenpanne hatten. Der schlimmste Ort auf der Welt, wo ein Reifen platzen kann, und zur schlimmsten Zeit. Es gab einen ungewohnten, einmaligen Knall, der irgendwie aus dem Inneren des Wagens zu kommen schien. Genau wie ein Geräusch aus der Kindheit, dachte Friedrich unwillkürlich, das Geräusch, das eine mit Wasser gefüllte Papiertüte macht, wenn sie auf dem Bürgersteig landet. Das Auto war über etwas Spitzes gefahren, und unmittelbar darauf war Friedrich im Geiste wieder zehn und widmete sich seiner Lieblingsbeschäftigung, nämlich eine Papiertüte mit Wasser zu füllen, sie so aus dem dritten Stock zu werfen, daß sie genau vor den Füßen einer alten Frau aufschlug, und den Kopf einzuziehen, um nicht gesehen zu werden. Es war genau dieses Geräusch, und es war komisch, ausgerechnet hier daran erinnert zu werden, komisch, daran zu denken, daß man sich hinter dem Fenster ducken mußte, um nicht gesehen zu werden, sich zu entsinnen, daß es immer genügte, das nasse Aufklatschen der geborstenen Papierblase und den empörten Schrei – nie ein weibliches Kreischen, immer einen heiseren, vorwurfsvollen Schrei – der unbekanntes alten Frau fünfzehn Meter weiter un-

ten zu hören. Komisch, gerade hier daran zu denken, während er sich an seine Sitzlehne klammerte und der Wagen, dumpf aufschlagend und viel zu schnell, auf den harten Straßenrand zu rumpelte wie ein Krüppel mit einem Schwindelanfall, der einen Berg hinunter trudelt, plötzlich in einen vergessenen Augenblick himmlischen Vergnügens versetzt zu werden, der zwanzig Jahre zurücklag. Und sich nur in diesem einen Augenblick nicht darüber zu sorgen oder Gedanken machen zu müssen, wo man war, sondern sich einfach auf einen irgendwo abgelagerten Moment des Vergnügens besinnen zu können.

Das Auto kam zum Stehen. Der Augenblick der Angst und der Erinnerung und der Aufregung war vorüber. Er steckte mitten in einem weiten und erschreckend fremden Land fest, auf einer ostdeutschen Transitstrecke zwischen den Grenzen Westdeutschlands und Westberlins, mit zwei Fremden, am Silvesterabend. Der schlimmste Ort, die schlimmste Zeit, die schlimmsten Leute. Friedrich und der Fahrer schauten nach vorn, in den Schnee hinein, der allmählich liegen blieb.

Auf dem Rücksitz gab es einen ziemlichen Tumult, als das Mädchen – Daphne hieß sie, wie Friedrich einfiel – aus ihrer Höhle aus Decken auftauchte, die sie sich gebaut hatte.

»Was ist los?« fragte sie. »Warum halten wir?«

»Wir haben eine Reifenpanne«, sagte der Mann. Er klang kurz angebunden und überdrüssig, als habe er die Sache bereits ein dutzendmal erklärt.

»Oh«, sagte sie. »Wo sind wir?«

»Auf der Transitstrecke«, sagte Friedrich. »Immer noch im Korridor. Ungefähr dreißig Kilometer vor Berlin, schätze ich.«

Sie schien diese Information zu verdauen.

»Ich habe Mario versprochen, um neun in Berlin zu sein«, sagte sie. »Wie spät ist es?«

»Halb acht«, sagte Friedrich. Ihm fiel auf, daß sie eine von denen war, die über ihre Freunde nur in Form von Vornamen sprachen, ganz als dürften Personen, die ihr selbst dermaßen vertraut waren, einem beliebigen Gesprächspartner schwerlich unbekannt sein. Mein

Egoismus, dachte Friedrich unzusammenhängend, äußert sich da anders.

»Anderthalb Stunden«, sagte sie. »Schaffen wir das?«

»Ich weiß es nicht«, sagte der Fahrer mit derselben ostentativen Geduld wie vorhin. »Es ist nicht gänzlich auszuschließen. Spielt es eine Rolle?«

»Es wird schon gehen«, sagte Friedrich. »Wir müssen nur den Reifen wechseln, und dann können wir weiterfahren.«

»Wie lange, glauben Sie«, fragte Daphne höflich, »brauchen wir drei, um einen Reifen zu wechseln?«

»Ich weiß es nicht«, sagte der Mann. »Ich habe keinen Ersatzreifen. Tut mir leid. Ich habe einfach nicht daran gedacht. Wir müssen versuchen, ein anderes Auto anzuhalten und den Insassen ihren Ersatzreifen abzukaufen.«

Sie schauten in den ostdeutschen Schnee hinein, der auf die stumme abgeschottete Transitautobahn fiel. Die grobschlüchtig gebaute Straße, nichts als zwei Streifen minderwertigen Betons, die man lieblos nebeneinander verlegt hatte, war leer; mit einem Mal schien sie von einer endlosen und lauschenden Stille eingeschlossen zu sein. Das Auto war allein auf der Straße; die einzige Hilfe, die sie erwarten konnten, war Hilfe, die keiner von ihnen wollte. Ein kleiner Wagen tuckerte seltsam nervös an ihnen vorbei. Erst sahen sie, wie er näher kam, mit Dreißig-Watt-Scheinwerfern, die seinen ungewissen Pfad beleuchteten, und beobachteten dann schweigend, wie er vorbeifuhr, hinein in die verschwommene Helligkeit des fallenden Schnees. So saßen sie da, und die Straße verstummte wieder.

Friedrich hatte sich bisher erst einmal der Mitfahrzentrale bedient. Vorher war es nicht nötig gewesen; er gehörte nicht zu denen, die ständig von Stadt zu Stadt reisen. Er lebte in Berlin, und damit hatte es sich. Während der zehn Jahre, die er mittlerweile in Berlin wohnte, hatte er die Stadt nicht mehr als ein dutzendmal verlassen. Er fand, daß dazu im Grunde keine Notwendigkeit bestand. Aber selbst Friedrich mußte ein- oder zweimal seine Mutter in Köln besuchen, wo sie immer noch lebte – und wo er gelebt hatte, bevor er nach Berlin gezogen war. Gerade hatte er sie besucht, und um nach

Köln zu gelangen, hatte er die Mitfahrzentrale in Anspruch genommen.

Vor vier Jahren hatte er zum erstenmal nach Köln zurückkehren müssen. Seine Mutter war krank geworden. Am Telefon, in den Gesprächen mit ihr und seinen Schwestern, ließ sich unmöglich feststellen, ob es sich um etwas Ernstes handelte, oder ob ihr Ton, mal stoisch, mal nörgelnd, bedeutete, daß ein Sohn seine Mutter zu besuchen hätte, bevor die Pietät ihn dazu zwang. Schließlich erklärte er sich bereit zu fahren.

Er war pleite; vollkommen und hoffnungslos pleite; zu knapp bei Kasse, um eine Reise mit dem Zug auch nur zu erwägen. Die einzige Möglichkeit bot sich über die Mitfahrzentrale, einer Art organisiertem Trampen. Eine Mitfahrgelegenheit mit jemandem, der zufällig in die gewünschte Richtung fuhr, wurde arrangiert; man sprach mit dem Fahrer und handelte eine Benzinkostenbeteiligung in irgendeiner Form aus. Man wußte vorher nicht, ob man die Zeit mit jemandem verbringen würde, dessen Gesellschaft einem nicht unangenehm war, oder ob einem die Kartei einen Langweiler zugeteilt hatte. Aber zumindest – im Gegensatz zum richtigen Trampen – würde man nicht gleich an einen Psychopathen geraten, denn das Büro wußte, wer man war und wer der Fahrer war. Theoretisch jedenfalls.

Er hatte im Büro der Mitfahrzentrale angerufen und dort Bescheid gesagt, daß er irgendwann in der nächsten Woche nach Köln fahren wollte. Man hatte ihn einer gutgelaunten Dame mittleren Alters aus Charlottenburg zugeteilt, die eine Woche in Nordfrankreich Ferien machen wollte. Sie sei, sagte sie, als sie Friedrichs Angebot einer Benzinkostenbeteiligung ausschlug, weitaus mehr an unterhaltsamer Gesellschaft als am Geld interessiert. Friedrich genoß die paar Stunden, die sie gemeinsam verbrachten; er konnte sich sogar über die Absurdität der hermetisch abgeriegelten Trostlosigkeit der Transitstraße zwischen Berlin und der westdeutschen Grenze lustig machen. Abgesehen davon, daß die Fahrt für ihn bequem und billig war, gefiel ihm das hermetisch abgeriegelte Zusammensein mit der fröhlichen und herzlichen Frau. Sie machte pikante Anspielungen

auf unglückliche Affären und Abenteuer im Urlaub; er ließ ihr den Spaß, sich ausführlich darüber auszulassen, und manchmal unterbrach er sie, mit einer Nettigkeit, die ihn selbst überraschte, um ihr erfundene Geschichten über eigene amouröse Verstrickungen und Enttäuschungen zu erzählen. Im stillen vermutete er, daß sich hinter ihren prickelnden Andeutungen die ganz gewöhnliche Tatsache verbarg, daß sie lesbisch war. Es waren ein paar nette Stunden gewesen, an die er sich sogar noch nach vier Jahren gern erinnerte. Der Gedanke, daß sie ihn einladen würde, mit ihr nach Frankreich weiterzufahren, war völlig ausgeschlossen, ebenso wie er das Angebot, wenn es gemacht worden wäre, nicht angenommen, sondern selbstverständlich höflich und dankend abgelehnt hätte.

Die angenehme Fahrt hatte ihn in eine gute Stimmung versetzt, um seinen weiblichen Verwandten in Köln entgegenzutreten. Seine Mutter hatte einen schlimmen Husten, den sie einfach nicht loswurde, mehr war es nicht. Die gute Stimmung hielt noch die ganze folgende Woche an und auch noch während der ganzen Rückfahrt mit einer seiner Schwestern, die den Wunsch geäußert hatte, ihn nach Berlin zu begleiten und zu schauen, wie er so lebte. In der darauffolgenden Woche, als er seine Kreuzberger Wohnung mit seiner Schwester teilte, ging es mit der guten Laune kontinuierlich bergab; er verbrachte seine Zeit hauptsächlich damit, sich ihre entsetzten Aufschreie über den Zustand der Toilette, seiner Küche und seinen Mangel an allem anzuhören, was in irgendeiner Form an einen Sinn für Häuslichkeit erinnerte, und daß er zu einer Stunde zu Bett ging, da er sich von Rechts wegen hätte anziehen und aus dem Haus gehen müssen. Er schrieb der Frau, die ihn nach Köln mitgenommen hatte, hin und wieder eine Postkarte – manchmal entdeckte er eine, die bei ihm unerklärlicherweise den Impuls auslöste: »Das wäre doch was für diese bemerkenswerte Lesbe« –, und er freute sich jedesmal, wenn er sie zufällig auf der Straße traf. Seitdem fand er, wenn er jemals wieder nach Köln fahren müßte, wäre die Mitfahrzentrale keine so schlechte Methode, dies zu bewerkstelligen. Obwohl er sich gleichzeitig eingestehen mußte, daß man vermutlich nicht jedesmal von derselben Frau kutschiert würde.